

2. Entstehungsgeschichte der Scham

Heutzutage schämt man sich beinahe, dass man sich noch immer für Dinge schämt, für die man sich auch früher geschämt hat.

- Jaques Tati

Der folgende Abschnitt wendet sich der Frage zu, wann der Schamaffekt entwicklungsge- schichtlich das erste Mal auftaucht und dem sich entwickelnden Kind zur Verfügung steht. Dabei ist wichtig zu beachten, dass das Verständnis der Scham und damit verbunden die Ent- stehungsgeschichte viel stärker theoriegebunden ist, als dies bei anderen Affekte der Fall ist. Bei der Sichtung der derzeitigen Literatur über die Ontogenese der Scham fällt auf, dass der Zeitpunkt des Auftauchens einer konkreten Schamreaktion von den Autoren sehr unter- schiedlich konzipiert wird, je nachdem, welcher theoretischen Schule sie angehören. Über- haupt herrscht große Unklarheit darüber, welche Emotionen zu den „Primäraffekten“ oder „Grundemotionen“ gerechnet werden können und welche eher den „sekundären Emotionen“ zuzurechnen sind (Ekman 1972, Izard 1977).

2.1. Affekttheorie

Den Affekten kommt in der modernen Affektforschung eine zentrale Rolle zu, da sie als grundlegend für die menschliche Kommunikation und Interaktion angesehen werden. Krause (1983) hat die These aufgestellt, dass Affekte ein phylogenetisch junges, biologisches System darstellen, das sich bei Säugetieren herausgebildet hat, damit das Junge der Mutter seine le- benswichtigen Bedürfnisse übermitteln kann. In der Phylogenese der Säugetiere lässt sich ein eindeutiger Trend hin zur Entwicklung eines komplexen Affektsystems beobachten. Die Ver- suche, die Vielzahl dieser menschlichen Emotionen auf eine bestimmte Anzahl von Grund- emotionen zurückzuführen, sind alt. Schon Descartes beschrieb im Jahre 1649 sechs primäre Leidenschaften: die Verwunderung, die Liebe, den Hass, das Begehren, die Freude und die Traurigkeit. Spinoza (1658) geht in seinem Hauptwerk von drei Grundgefühlen aus: der Be- gierde, der Freude und dem Hass, wobei die Affekte in komplizierter Weise miteinander in Verbindung stehen.

Die moderne Diskussion über die Einteilung der menschlichen Emotionalität und das systematische Studium der Emotionsausdrücke im menschlichen Gesicht stammen von Plutchik (1962) und Ekman (1972), die von „Primäraffekten“ oder „Basisaffekten“ sprechen. Allgemein lässt sich das Feld der Affekttheorien in zwei unterschiedliche Richtungen einteilen: Auf der einen Seite stehen die sogenannten *Differenzierungstheorien der Affekte*, die allesamt davon ausgehen, dass die Emotionen am Anfang des Lebens relativ global und wenig voneinander abgegrenzt sind. Auf der anderen Seite stehen die *Theorien der diskreten Affekte*, zu denen Plutchik (1962), Ekman (1972), Tomkins (1962, 1963) und Izard (1977) gehören. Sie gehen nicht davon aus, dass sich Emotionen aus einer undifferenzierten Matrix von globalen Zuständen wie Lust und Unlust langsam herausbilden. Stattdessen postulieren sie, dass die Emotionen von Anfang an in gut voneinander unterscheidbarer Form existieren. Die theoretischen Überlegungen und empirischen Untersuchungen dieser Forscher führen zu dem Ergebnis, dass es für diese Primäraffekte kulturinvariante Ausdrucksmuster des Gesichtes gibt.

In der Regel werden sieben bis neun Basisaffekte genannt, die in unterschiedlichen Kulturen den gleichen Gesichtsausdruck aufweisen. Diese Basisaffekte sind: Freude, Interesse-Neugier, Überraschung, Ekel, Ärger, Traurigkeit, Furcht, Scham und Schuld (Dornes 1995). Das Konglomerat aus innerem Erleben und äußerem Ausdruck wird von vielen Forschern als „Emotion“ bezeichnet und sie unterscheiden es von „Gefühl“, das nur das subjektive Innenleben beschreibe. Die Basisaffekte sind nach Ekman (1972) geistig-körperliche „Module“, in gewisser Hinsicht fein orchestrierte Problemlöse-Schemata für wiederkehrende, existentiell bedeutsame Standard-Situationen. Diese Theorie der Basisemotionen wird jedoch aus heutiger, neurobiologischer Sicht zunehmend kritisiert. Der Psychologe Klaus Scherer argumentiert gegen Ekman's Theorie, indem er sagt: „Die Vorstellung, dass unser emotionales Leben auf diskreten, unzerlegbaren Basis-Emotionen mit zugehörigen ganzheitlichen Gesichtsausdrücken beruht, wird dessen Vielfalt, Variabilität und Subtilität nicht gerecht“ (zitiert in Mechsner 2006, S. 120). Seiner Ansicht nach zeigen Kinder selten diese ganzheitlichen, prototypischen Gesichtsausdrücke, sondern meistens nur Teilausdrücke, die beliebig kombiniert werden.

Auch der Entwicklungspsychologe Tomkins (1962, 1963), der mit seinem Werk den Grundbaustein für die moderne Affektforschung gelegt hat, geht von neun sogenannten „Primäremotionen“ aus, die aber nicht identisch sind mit denen, die Plutchik (1962) genannt hat. Ein wichtiger Unterschied dieser beiden Affektforscher, der für diese Untersuchung relevant ist, bezieht sich darauf, dass Plutchik die Scham nicht als eine Primäremotion ansieht.

Für Tomkins dagegen zählt die Scham eindeutig zu den Primäremotionen. Seiner Ansicht nach stellen Primäremotionen polare Gegensatzpaare dar und unterscheiden sich durch ihre

unterschiedliche Physiologie und ihre Verhaltensaüßerungen voneinander. Tomkins (1962, S. 205) schreibt, dass „der Affekt in erster Linie Gesichtsmimik“ ist. An anderer Stelle spezifiziert er dies weiter: „Das Selbst lebt im Gesicht, und innerhalb des Gesichtes leuchtet das Selbst am hellsten in den Augen“ (1963, S. 133). Die überragende Bedeutung des Gesichtes für die Kommunikation von Affekten wurde erstmalig bereits von Darwin (1872) belegt.

In seinem Buch *The Expression of the Emotions in Man and Animals* (1872), das durch Beobachtung seiner Kinder entstand, beschreibt Darwin das „Erröten“ als die typische Schamreaktion und nennt es „die menschlichste aller Ausdrucksregungen“ (S. 309). Die Ergebnisse der modernen Emotions- und Kommunikationsforschung zeigen, dass gerade nicht-sprachliche Interaktion für Informationsvermittlung und -austausch von großer Relevanz ist. Die wichtigste Rolle übernimmt hierbei das menschliche Gesicht (Krause 1983).

Tomkins (1963) postuliert, dass Scham oder Demütigung bei einem kleinen Kind dadurch gekennzeichnet ist, dass es Kopf und Augen senkt und dem Blickkontakt ausweicht. Scham wirke dadurch als angeborene Hilfsreaktion gegenüber anderen Affekten. In seinem Verständnis handelt es sich um eine spezifische Hemmung von Interesse und Freude. Für Tomkins steht bei der Scham das Gefühl von Demütigung, Niederlage, Verfehlung und Entfremdung im Vordergrund. Er beschreibt sehr anschaulich die schmerzhaftige Natur dieses Affektes:

„Obwohl es bei Entsetzen um Leben und Tod geht und Kummer die Welt zu einem Tränental macht, trifft Scham am tiefsten in das Herz des Menschen. Zwar bereiten Entsetzen und Kummer Schmerzen, doch sind sie die Wunden, die von außen zugefügt worden sind und die glatte Oberfläche des Ich durchdringen; aber Scham wird als eine innere Qual empfunden, als eine Krankheit der Seele. Es spielt keine Rolle, ob der Gedemütigte durch ein höhnisches Lachen beschämt worden ist oder ob er sich selbst verhöhnt. In beiden Fällen fühlt er sich nackt, geschlagen, entfremdet, ohne Würde und Wert.“ (Tomkins 1963, S. 185, Übersetzung J.T.)

In Anlehnung an Tomkins Emotionstheorie beschreibt Nathanson (1992) die Scham als einen „Hilfsaffekt“, vergleichbar mit dem Ekel, der die ansteigende Erregungskurve positiver Affekte unterbricht. Das Ausmaß des Peinlichen ist in seiner Vorstellung direkt proportional zur Ausprägung des unterbrochenen positiven Affektes der Freude, des Interesses und der Erregung. Wenn ein Kleinkind in einem emotionalen Erregungszustand der Freude und des Interesses auf einmal von außen gestoppt wird, entstehe eine Schamreaktion. Entgegen der Auffassung vieler Entwicklungspsychologen sieht Tomkins (1963) Scham als einen Affekt, der schon früh im ersten Lebensjahr auftritt. Erste Anzeichen vermutet er mit sechs bis acht Monaten.

„Sobald das Kind lernt, das Gesicht seiner Mutter von dem Gesicht eines Fremden zu unterscheiden (ungefähr im Alter von sieben Monaten), ist es anfällig für eine Schamreaktion.“ (Tomkins 1963, S. 141, Übersetzung J.T.)

Tomkins zufolge entstehen die ersten frühen Schamerlebnisse im Kontakt mit Fremden. Wenn das Kind eine Reihe von negativen Erfahrungen mit Fremden gemacht habe, lerne es schließlich, dass man Scham immer ausgesetzt ist, wenn man einem Fremden begegnet.

„Die Erwartung eines Kommunikationshindernisses dämpft die Erregung etwas, die es das nächste Mal erlebt, wenn es einen Fremden sieht. Scham wird dann wieder hervorgerufen, und das Kind hat die entscheidenden Schritte dazu unternommen, in seiner Vorstellung die Klasse von Menschen zu konstruieren, in deren Gegenwart man Schüchternheit empfindet. Künftige Erlebnisse, in denen diese Erwartung sich bestätigt, schaffen dann eine erlernte Schüchternheit, die wesentlich schwerwiegender und generalisierter ist als die angeborene Reaktion auf angeborene Auslöser.“ (Tomkins 1963, S. 142, Übersetzung J.T.)

Nathanson (1987) beschreibt eine bereits in der Säuglingszeit vorkommende, primitive Form der Scham, die er „Proto-Scham“ nennt. Wenn das Baby im interpersonellen Kontext nicht die erwartete Reaktion erhält, entsteht Scham und mit ihr die rudimentäre Erkenntnis, dass in der Interaktion neben einem selbst auch andere im Spiel sind. Scham unterstützt und verdeutlicht die Unterscheidung zwischen Selbst und anderen. In ähnlicher Form schreibt Izard (1979) das erste Auftreten des Schamaffektes als „emotion expressed“ dem vierten bis fünften Lebensmonat zu, Schüchternheit dem 12. bis 18. Monat. Er sieht – wie Tomkins – die Scham als einen angeborenen Affekt („*innate affect*“) an.

Auf neurophysiologischer Ebene postuliert Nathanson (1987), Scham sei eine Emotion, die durch eine Verringerung der Dichte neuronaler Impulse ausgelöst werde. Dabei bezieht er sich auf Tomkins Annahme (1963), dass Scham durch die teilweise Reduktion der neuronalen Aktivität der gerade vorhandenen Emotionen von Interesse-Aktivität oder Vergnügen-Freude ausgelöst wird. Auf der Verhaltensebene stellt sich Scham bei Misserfolg oder Nicht-Gelingen ein. Der polare Gegensatz zur Scham ist Stolz, der durch die Öffentlichkeit eines Erfolges gekennzeichnet ist. Er beschreibt die Funktion des Stolzes als Gegensatz zu dem Erleben von (sexueller) Schamhaftigkeit und Befangenheit.³

Der Psychiater Nathanson (1987) schreibt, dass „[j]ede wahrgenommene Schranke gegen positive Affekte dem anderen gegenüber“ Scham hervorruft. „Ich will, aber...“ sei die wesentliche Bedingung zur Aktivierung von Scham (S. 155). Scham reduziert die beiden Affekte von Interesse/Erregung und Begeisterung/Freude – genau jene Affekte, die uns vital, lebendig,

³ Nathanson führt in *Shame and Pride* (1992) die Unterscheidung zwischen *Affekt*, *Gefühl* und *Emotion* ein. Kategorial versteht er unter Affekt biologische Vorgänge, die mit affektivem Geschehen verbunden sind. Als Gefühl (*feeling*) bezeichnet er die wahrgenommene, erlebte Affektivität. Jedes Gefühl sei dadurch charakterisiert, dass es aus einer Kombination von Gedanken und somatischen Empfindungen zusammengesetzt sei. Demgegenüber versteht er unter Emotion die Verbindung von Affekt mit lebensgeschichtlich erworbenen Beziehungserfahrungen.

charmant, interessant, aufregend, charismatisch, inspirierend und anziehend machen. Als Kliniker weiß er: „Wenn sie sich wundern, warum es jemandem an Vitalität mangelt, schauen sie zuerst in die Nähe der Scham“ (1992, S. 155).

Auch der Psychologe Kaufmann (1989) steht in der Tradition von Tomkins. Er geht davon aus, dass das Erleben des Schamaffektes einen Defekt in der Person signalisiert. Tomkins Position entsprechend sieht er in der Unterbrechung des *Ansteigens* von Interesse oder Freude – auf dem *erreichten Aktivierungsniveau* – den Auslöser für Scham. Mit der Entwicklung der Konzepte von „Szene“ und „Skript“ geht er dennoch weit über Tomkins und den klassischen Ansatz der Affekttheorie hinaus: Sind bestimmte Abschnitte eines *Skriptes* – einer *Sequenz von Affekten* – gelöscht, stehe der Schamaffekt dem Subjekt später in entsprechenden Szenen nicht zur Verfügung.

2.2. Psychoanalytische Entwicklungspsychologie und Säuglingsforschung

Für Freud und seine Nachfolger ist Scham direkt mit der psychosexuellen Entwicklung und deren Abwehr verbunden. So schreibt Freud (1932, S. 125), dass „beim männlichen Individuum [...] keine Scham besteht“. Er bezeichnet Scham als „exquisit weibliche Eigenschaft“, deren „ursprüngliche Absicht“ es sei, „den Defekt der Genitale zu verdecken“. Einer der ersten Psychoanalytiker, der sich mit der Entwicklung und der zeitlichen Einordnung von Scham beschäftigt hat, ist Erik Erikson (1971). Er datiert das Auftauchen der Scham in der kindlichen Entwicklung in das zweite Lebensjahr und fasst sie in den Kategorien *Autonomie*, *Scham* und *Zweifel* zusammen:

„Scham ist eine nur ungenügend untersuchte kindliche Empfindung. Wer sich schämt, glaubt sich exponiert und beobachtet, ist unsicher und befangen. Man fühlt sich den Blicken der Welt höchst unvorbereitet ausgesetzt [...]. Scham drückt sich schon früh in dem Impuls aus, das Gesicht zu verstecken oder am liebsten in die Erde versinken zu wollen. Dies Gefühl wird in den Methoden gewisser primitiver Erziehungssysteme fleißig ausgenützt; [...]. Das vernichtende Gefühl des Beschämtseins wird in einigen Zivilisationen durch Mittel, das »Gesicht zu wahren«, ausgeglichen. Die Scham beutet ein zunehmendes Gefühl des Kleinseins aus, das sich paradoxerweise gerade dann entwickelt, wenn das Kind stehen lernt und nun des Verhältnisses seiner eigenen Größe und Kraft zu der seiner Umgebung gewahr wird.“ (Erikson 1971, S. 79)

Nach klassischem psychoanalytischem Verständnis der psycho-sexuellen Entwicklungsphasen steht das zweite Lebensjahr im Zeichen der Analität. Es geht in dieser Entwicklungsphase um Konflikte bezüglich Reinlichkeitserziehung, Autonomie und Selbstbeherrschung. Insbe-

sondere Scham und Zweifel sind die dafür phasentypischen Affekte. Erikson schreibt dazu, dass „Zweifel der Bruder der Scham“ ist (1959, S. 246). Mit der Fähigkeit des kleinen Kindes, den Schließmuskel zunehmend zu kontrollieren, geht sprachlich die *Verneinung* einher. Das Freudsche Konzept der analen Phase ist also objekt-beziehungstheoretisch als *Selbst-Objekt-Differenzierung* zu verstehen. Die sich entwickelnde Autonomie und beginnende Differenzierung des Kindes von seiner Umwelt und den wichtigen Bezugspersonen weist auf die Entstehung eines psychosomatischen Innenraums hin, der mit Phantasien ausgestaltet wird. Der Bindungsforscher John Bowlby (1975) hat gezeigt, dass die Wärme der Mutter für das Wohlbefinden des Säuglings ebenso fundamental ist wie Nahrung oder Sicherheit. Der Verlust des Kontaktes mit der Mutter resultiert in etwas, das Bowlby den „bitteren Protest“ des Säuglings nennt. Verluste jeglicher Art scheinen eine schamähnliche Reaktion im Säugling auszulösen. Dies trifft besonders für den *Verlust des Vertrauten* zu. Eines der deutlichsten Beispiele dafür ist die sogenannte „Achtmonatsangst“, wie Spitz (1969) sie bei sechs bis acht Monaten alten Säuglingen beschreibt:

„Nähert sich dem Kind ein Fremder, so löst dies ein unverkennbares, charakteristisches und typisches Verhalten in ihm aus; es zeigt individuell verschiedene Grade der Ängstlichkeit, ja sogar Angst und lehnt den Fremden ab. [...] es kann „schüchtern“ den Blick senken, die Augen mit den Händen zuhalten, das Gesicht mit dem hochgezogenen Kleid zudecken, sich im Bett auf den Bauch werfen und das Gesicht in der Bettdecke verstecken, es kann weinen oder schreien. Der gemeinsame Nenner ist eine Kontaktverweigerung, ein Sich-Abwenden, mehr oder weniger deutlich von Angst getönt [...]. Ich habe dieses Phänomen mit *Achtmonatsangst* bezeichnet und halte es für die früheste Manifestation von *Angst im eigentlichen Sinn*.“ (S. 167)

Nathanson (1987) hat diese Beobachtungen von Spitz im Hinblick auf Scham folgendermaßen kommentiert:

„Solange man nicht durch eine Theorie belastet ist, die besagt, dass Scham nicht vor dem ersten Lebensjahr auftauchen kann, ist es schwierig, diese Schüchternheit, den gesenkten Blick und die Handlung des Verbergens des Gesichtes nicht als Scham zu konzeptualisieren [...]. Wenn wir diese Befunde ohne Vorannahmen analysieren, scheint Spitz eine ursprüngliche Form von antizipatorischer Scham zu beschreiben, die fälschlicherweise als »Angst« bezeichnet wurde.“ (S. 7, Übersetzung J.T.)

Zu diesen Beobachtungen hat Broucek (1982) den faszinierenden Gedanken beigesteuert, dass nicht nur Fremde beim Kleinkind diese Schamangst auslösen können, sondern auch die eigene Mutter. Wenn die Mutter in einer unvertrauten Art und Weise auf ihr Kind reagiert, wird sie unzweifelhaft die gleichen Signale der Bedrohung auslösen, die auch ein Fremder beim Kind auslösen kann (siehe Ayers 2003). Broucek fasst zusammen, dass „die sogenannte

„Fremdenangst‘ im ersten Lebensjahr wahrscheinlich ebensoviel Scham-Schüchternheit, wie Angst ist“ (S. 370).

In der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie, die v.a. von Mahler (1980) entwickelt wurde, steht die Phase der „Wiederannäherung“ (auch 1. phallische Phase genannt) im Zeichen des zunehmenden Gewährwerdens der existentiellen Getrenntheit von anderen Kindern und den Eltern. Mahler et al. (1980) datieren diese Wiederannäherungsthematik etwa in der Mitte des 2. Lebensjahres, zwischen dem 15. und 21. Lebensmonat. Das Kind reagiert im gegückten Fall der Entwicklung auf die Abwesenheit der Mutter mit Anzeichen von Traurigkeit. Die Verfügbarkeit des Schamaffektes ist für diese Passage der Entwicklung von großer Bedeutung und wird äußerlich zum ersten Mal unzweideutig sichtbar. In diese Phase der Entwicklung fällt neben dem Gewährwerden der eigenen Getrenntheit auch das Bewusstsein der sexuellen Differenz zwischen Jungen und Mädchen.

In dieser für die frühkindliche Entwicklung äußerst wichtigen und stürmischen Phase, in der das Kind in der Ambivalenz zwischen Symbiose- und Autonomiewünschen hin- und hergerissen ist, komme dem Schamgefühl eine elementare Bedeutung zu: Nach Seidler (1995) ist es gerade der Affekt der Scham, der „als Grenzwächter die Abgegrenztheit und Objektivität des äußeren Objektes und die sich zunehmend konsolidierende Selbststruktur auseinanderhält und vor einer regressiven Verwischung dieser Grenzen schützt.“ (S. 138). Er bezeichnet Scham auch als „Schnittstellenaffekt“, der an der Grenze, Schnittstelle zwischen Ich und Fremd steht und damit am Beginn seelischer Strukturbildung (ebda., S. 195).

Wurmser geht ebenfalls davon aus, dass die Wiederannäherungsphase für die Genese der Scham eine entscheidende Rolle spielt. Er bringt die „Wiederannäherungskrise“ (Mahler et al. 1980) mit drei miteinander in Verbindung stehenden Verlusten in Zusammenhang: der Verlust von symbiotischer Bindung, exkretorischer Freiheit und genitalem Selbstvertrauen (1987, S. 298). Diese Krise geht gewöhnlich rasch vorbei, sofern es zu keiner spezifischen Traumatisierung in dieser Zeit kommt. Falls es in diesem Entwicklungsschritt doch zu einer Traumatisierung kommt, „ist es wahrscheinlich, dass wir – neben anderen pathogenen Konflikten – besonders intensive Schamkonflikte antreffen werden“ (Wurmser 1987, S. 298). An diese „genetische Trias“ schließt sich im ungünstigen Fall ein dauerhaftes und vertieftes Gefühl des Liebesunwertes an.

Der Entwicklungspsychologe Michal Lewis (1991), der psychoanalytische mit psychologischen Ansätzen verbindet, unterscheidet zwischen *primären* und *sekundären* Emotionen. In die erste Gruppe gehören beispielsweise Freude, Traurigkeit, Ärger, Ekel, Interesse und Furcht, in die zweite Gruppe selbstbezogene Emotionen wie Scham, Schuld und Stolz. Scham

bedarf zu ihrer Manifestation der Fähigkeit zur Selbst-Reflexivität, die sich nach seiner Sicht in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres entwickelt. Diesen Zeitpunkt bestätigen auch Ergebnisse der modernen Säuglingsforschung zur Entstehung von Selbstbewusstheit. In dieser Zeit erlernt das Kind, sich im Spiegel selbst zu erkennen. Es entwickelt die Fähigkeit zur Selbst-Reflexivität, d.h. das Wissen davon, wie die eigene Person aus einer Außenperspektive wahrgenommen wird. Die Herausbildung der Reflexionsfähigkeit ist darüber hinaus an die Entwicklung der Symbolisierungsfähigkeit gebunden. Das kleine Kind versucht in diesem Alter, sich quasi *ein Bild von der Welt zu machen, in der es gelandet ist*. In dieser Zeit des Aufrichtens des Kindes nimmt das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Responsivität erheblich zu. Ab dem Alter von etwa 18 Monaten kann das Kind auch das Abbild eines abwesenden Objektes innerlich wachrufen und versuchen, es ausfindig zu machen. Als ersten Indikator dieser Entwicklungslinie interpretiert der Säuglingsforscher Lichtenberg (1983) die Fremdenangst.

Stroufe (1979) geht in ähnlicher Weise davon aus, dass die Scham sich aus dem Emotionssystem Vorsicht/Furcht entwickelt und dann manifest wird, wenn sich innerhalb der emotionalen Entwicklung ein Selbstkonzept herausbildet. Das sei ungefähr ab dem 18. Lebensmonat der Fall. Die für diese Schamgenese wichtige Lebenszeit betrachtet der Entwicklungspsychologe Jean Piaget (1991) als durch die Entstehung eigenständiger Objekte gekennzeichnet, die sogenannte „Objektkonstanz“⁴, die mit dem Gewahrwerden von Ursächlichkeit und Zeit unlösbar verbunden ist.

Der führende Entwicklungspsychologe, Säuglingsforscher und Psychoanalytiker Daniel Stern (1992) wendet sich in seinem Buch *Die Lebenserfahrung des Säuglings* gegen die klassische Auffassung der Psychoanalyse, dass bestimmte Themen wie Oralität, Bindung, Autonomie, Selbstständigkeit und Urvertrauen bestimmten Entwicklungsphasen zugeordnet werden können. Sie werden von ihm dagegen „als Themen betrachtet, die für die gesamte Lebensspanne und nicht nur für einzelne Entwicklungsphasen relevant sind“ (1992, S. 25), da sie sich zu allen Zeiten der Entwicklung in etwa gleichem Maße auswirken. Stern (1992) führt das Konzept der „*Repräsentanz generalisierter Interaktionen*“ (RIG's) ein, das die Vorstellung isolierter Objektrepräsentanzen durch die Annahme ersetzt, dass das Kind zur Orientierung in zwischenmenschlichen Beziehungen komplexe Muster herausbildet. Er postuliert auch, dass der Säugling von Anfang an ein soziales Wesen ist, das sich auf andere bezieht – ein „kompeten-

⁴ Die kognitive „Objektkonstanz“ im Sinne Piagets (1991) ist nicht zu verwechseln mit der „Objektkonstanz“, wie sie in der Objektbeziehungstheorie verstanden wird als „Fähigkeit, eine konstante Vorstellung vom Liebes-Objekt über Trennungen und wechselnde affektive Stimmungslagen bzw. Interaktionssituationen hinweg zu erhalten“ (Fischer 2002, S. 508).

ter Säugling“ sozusagen (Dornes 1993). Er wendet sich gegen die Vorstellung einer anfänglichen autistischen und symbiotischen Phase, wie sie Mahler et. al (1980) vertreten wird und spricht dagegen von „self-with-other“ (Stern 1992). Die Entwicklung laufe nicht von der Symbiose zur Separation, die Separation existiere vielmehr von Anfang an. In dem Entwicklungszeitraum, der für die Schamgenese relevant ist, entsteht nach Stern das Gefühl eines intersubjektiven Selbst und einer intersubjektiven Bezogenheit. Das Kind entdeckt, dass es innere Erfahrungen mit anderen teilen und kommunizieren kann. Im günstigen Fall lernt das Kind in diesem Zeitraum, die Gefühle anderer zu „codieren“ und zu „decodieren“.

Es ist in diesem Zusammenhang verblüffend, dass sowohl Stern (1992), wie auch Dornes (1993), die interaktive, soziale Natur des Säuglings betonen, sich aber explizit relativ wenig mit dem Schamaffekt beschäftigen, der eine wichtige Funktion für die Identitätsentwicklung des Kindes hat.

Dornes, der sehr ausführlich über die unterschiedlichen Emotionen und deren Auftauchen in der Entwicklung des Kindes schreibt, bemerkt eher am Rande, dass Scham „an einen realen oder imaginären Beobachter gebunden ist, vor dem man sich verbergen möchte. Sie ist also eine Emotion, die an ein Selbstbewusstsein geknüpft ist. Das Kind schämt sich, wenn es sich in seinem (bewusst gewordenen) Selbst verletzt fühlt“ (Dornes, 1997, S. 267). Auch diese neueren entwicklungspsychologischen Überlegungen ordnen Scham also den sogenannten „negativen Affekten“ zu. Die plötzliche Unterbrechung einer angenehmen Erfahrung, z.B. die Erkenntnis, dass ein angeblich bekanntes Gesicht doch fremd ist, löst bereits beim Säugling Scham aus (Lichtenberg 1991). Der Psychoanalytiker und Psychotherapeut Micha Hilgers (1997), der sich auf Stern bezieht, schreibt den Affekten in der Selbstentwicklung eine herausragende Bedeutung zu:

„Da das sich entwickelnde Selbst des Säuglings von Anfang an sozial bezogen ist und die Erfahrung des auftauchenden Selbst nur mit und im Austausch mit anderen überhaupt möglich ist, spielen Affekte gleichfalls eine soziale Rolle im Austausch mit sich selbst und der Umgebung.“ (S. 192)

In besonderem Maße hebt er dabei Scham hervor. Seiner Ansicht nach zählen Scham und Stolz zu den für die Selbstregulation wichtigsten Emotionen, beide sind ohne soziale Interaktion undenkbar und beide sind wiederum mit dem Gesichtsausdruck eng verknüpft. Innerhalb einer dialogischen Beziehung werden wechselseitig Affekte ausgelöst, die die Stimmung und den Selbstwert des Kleinkindes moderieren, beziehungsweise modellieren.

Nach neueren Erkenntnissen der Säuglingsbeobachtung besitzt der Säugling ein erheblich größeres Aktivitätspotential, als dies von der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie

bisher angenommen wurde. Der Säugling verfügt über ein Neugierverhalten, das sich unter anderem in Blicken äußert. Stern (1990) schreibt dazu in seinem Buch *Tagebuch eines Babys*:

„Nun bestimmt er (der Säugling) selbst, wohin er seinen Blick richtet und was er wie lange betrachtet. Bereits mit dreieinhalb Monaten gelingt ihm das fast so gut wie einem Erwachsenen. Weil enger Kontakt sich stets nur über ein Sich-Anblicken entfaltet, kann er ihn nun eigenständig herstellen oder auch abbrechen [...]. Man kann sagen, dass es in dieser Lebensphase kein bedeutsames Ereignis gibt als den Blickkontakt.“ (S. 53)

Im Unterschied zu Freud geht Stern (1990) davon aus, dass es sich bei der Herausbildung des erlebten Schamgefühls um interaktive Prozesse handelt, die ein reflektierendes Bewusstsein voraussetzen. Allerdings gibt es schon beim Säugling ein schamäquivalentes Verhalten. Ein zunächst rudimentäres Schamgefühl setzt jedoch die Fähigkeit voraus, sich getrennt vom anderen zu erleben. Diese Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich ist mit der Symbolisierungsfähigkeit und damit der Sprachentwicklung verknüpft und tritt somit erst mit etwa eineinhalb Jahren auf. Ab diesem Zeitpunkt kann sich das Kind selbst zum Objekt der Reflexion machen, wodurch ein objektives Selbst und ein subjektives Selbst entstehen.

2.3. Selbstpsychologie

Neben der Affekt- und Säuglingsforschung stellt die Selbstpsychologie die theoretische Richtung dar, die sich am meisten mit dem Schamaffekt beschäftigt hat. Broucek (1982, S. 369) bemerkt dazu, dass für die psychoanalytische Selbstpsychologie Scham das ist, was Angst für die Ich-Psychologie ist – der „Schlüssel-Affekt“.

Der Begründer dieser psychoanalytischen Richtung, Heinz Kohut diskutiert das Problem der Scham in expliziter Form allerdings ausgesprochen selten. Fortschritte in der Analyse schambereiter Patienten könnten nach seiner Sicht dann erzielt werden, wenn es gelänge, den Scham provozierenden Exhibitionismus unrealistischer Größenphantasien in angemessenes Selbstwernerleben und Freude am Erfolg und an Kreativität umzuwandeln. Scham manifestiere sich, wenn das Selbst von exhibitionistischer Libido überschwemmt werde.

Erst Francis Broucek (1979, 1982, 1991, 1997) hat sich in Kohuts Nachfolge besonders mit dem Thema beschäftigt, wann Scham erstmals in der Entwicklung des Kleinkindes auftaucht und wie sie mit der narzisstischen Entwicklung im Zusammenhang steht. Ein zentraler Gedanke ist dabei die Frage nach dem Verhältnis von Scham und Selbst-Objektivierung, deren Genese Broucek zwischen dem 18. und 24. Lebensmonat ansetzt und in der er eine grundle-

gende Voraussetzung für das Erleben von Scham sieht. Für Broucek ist die Objektivierung, bzw. Vergegenständlichung identisch damit, missachtet, abgelehnt und entwertet zu werden. Scham könne auch in Momenten entstehen, in denen die Mutter für das Kind zu einer Fremden wird. Der orthodoxen Psychoanalyse wirft er dementsprechend vor, dass sie eine *objektivierende* Theorie sei und setzt die von Kohut ins Leben gerufene *subjektivierende* Sicht dagegen.

Er geht davon aus, dass sich primitive Schamerlebnisse schon in den ersten eineinhalb Lebensjahren einstellen, bevor ein objektives Selbstbewusstsein vorhanden ist. Ähnlich wie Tomkins (1963) argumentiert auch Broucek, dass Scham im Zusammenhang mit Interesse, Freude oder Erregung dann empfunden wird,

„wenn wirkungslose Erlebnisse oder unerwartete Ereignisse zu einer plötzlichen Abschwächung dieser positiven Affekte führen. Die Scham scheint stets ein Element eines kognitiven Schocks zu beinhalten – einer Diskrepanz zwischen Erwartung und Aktualität.“ (Broucek 1982, S. 377, Übersetzung J.T.)

Das objektive Selbstbewusstsein, das sich zwischen dem 18. und dem 24. Lebensmonat einstellt, bringt eine „Schamkrise“ mit sich. Das Kind kann sich jetzt in einem Spiegel erkennen und sich dabei bewusst werden, dass es von anderen Menschen ebenso beobachtet werden kann. Neben dem vorhandenen Selbstgefühl entsteht damit ein „objektives Selbstbewusstsein“, d.h. ein Bewusstsein darüber, dass das eigene Selbst von anderen Menschen gesehen, eingeschätzt und beurteilt wird. Die Resonanz der anderen bestimmt zum großen Teil, ob bei der Entwicklung des Kindes der Schamaffekt eher ein entwicklungsfördernder oder hemmender Aspekt ist.

Diese Krise ist für ein Kind mit einem sich entwickelnden grandiosen Selbst von besonderer Bedeutung. Schamerlebnisse stören nach Brouceks Ansicht (1982) das stille und automatische Funktionieren des Selbstgefühls. Aus diesem Grund wird zu einem späteren Zeitpunkt Scham zur grundlegenden Form der Unlust im Rahmen einer narzisstischen Störung. Broucek verwirft den ursprünglich von Freud (1905) hergestellten Zusammenhang zwischen Scham und Trieben, demzufolge Scham eine Reaktionsbildung darstellt. Stattdessen macht er die Schamgefühle für die Entstehung des „grandiosen Selbst“ verantwortlich: „Das grandiose Selbst wird als eine sich entwickelnde Kompensationsform betrachtet, die weitgehend durch primitive Schamerlebnisse hervorgerufen wird“ (S. 377).

Die frühesten Schamerlebnisse des Kindes stehen dabei mit dem Gefühl der Unfähigkeit und Erfolglosigkeit in Verbindung. Mit dem Gefühl der Scham ist stets ein „kognitiver Schock“ verknüpft, der für das Kind in der Diskrepanz zwischen Idealität und Realität besteht. Für die

Entwicklung eines gesunden Selbstgefühls ist die Erfahrung von Freude, Effizienz und Erfolg – damit verbunden ein Stolzgefühl – von grundlegender Bedeutung. Scham hemmt und schwächt das stille Funktionieren des Selbst, das sich „unbeobachtet“ fühlt. Die Ablehnung der Eltern gegenüber dem kindlichen Exhibitionismus ist ein wichtiger Auslöser von Schamgefühlen.

In kleinen, unvermeidlichen „Dosen“ kommt der Scham jedoch nach Broucek (1991) ein entwicklungsfördernder Effekt zu, der die Objekt-Differenzierung vorantreibt und dem Individuationsprozess des Kindes zu Gute kommt, da mit der Scham ein Bewusstwerden der eigenen Getrenntheit von anderen einhergeht. In großen „toxischen Dosen“ kann Scham jedoch, zusammen mit Trennungs- und Isolationsängsten, zu einem anklammernden Bindungsverhalten führen, das den Separations-Individuations-Prozess quasi untergräbt. So kann es einer regressiven Haltung Vorschub leisten, die eine symbiotische Art der Beziehung wiederherzustellen versucht.

2.4. Schamkonflikte in der Pubertät

Bei der Beschäftigung mit dem Phänomen der Scham fällt auf, wie wenig über Scham im Zusammenhang mit der Pubertätsentwicklung publiziert wurde. Anna Freud bezeichnete einmal die Adoleszenz als „Stiefkind der Psychoanalyse“ (zitiert in Bohleber 2002). Aus klassisch psychoanalytischer Sicht kommt der Pubertät als Entwicklungsphase nur eine sekundäre Bedeutung zu, sie wird meist als Form einer „zweiten Wiederannäherungskrise“ verstanden, als „zweite Individuation“ (Blos 1974). Die Adoleszenz stellt innerhalb moderner psychoanalytischer Theorien die Phase der menschlichen Entwicklung dar, in der Jugendliche vor der Aufgabe stehen, die physische und sexuelle Reifung psychisch zu verarbeiten und die körperlichen Veränderungen seelisch zu integrieren. Dabei muss die Sexualität in die endgültige Organisation überführt werden, die Loslösung von den ödipalen Liebesobjekten muss vollzogen und eine Objektwahl außerhalb der Familie getroffen werden. Außerdem stellt die Adoleszenz den jungen Menschen vor die Herausforderung, das Ich-Ideal und das Über-Ich neu zu organisieren (Bohleber 2002). Außerhalb dieser sehr allgemeinen Konzipierung hat die Adoleszenz aus analytischer Richtung wenig Aufmerksamkeit erfahren. Ihr wird wenig prägender Einfluss zugeschrieben. Es ist daher kein Wunder, dass Gershen Kaufman (1989) als einziger Autor, der sich mit der Rolle der Scham während der Pubertät auseinandergesetzt hat, ein Psychologe und kein Psychoanalytiker ist.

Mit der Geschlechtsreife in der Pubertät und den damit verbundenen körperlichen, emotionalen und sexuellen Aspekten tritt etwas qualitativ Neues hervor. Die hormonellen Veränderungen, die bei Jungen ungefähr im 12. bis 14., bei Mädchen etwa im 10. bis 12. Lebensjahr auftreten, bewirken etliche körperliche Veränderungen. Das Ausbilden der Schambehaarung und Achselbehaarung, die Entwicklung der weiblichen Brust, das erstmalige Auftreten der Menses bei Mädchen und die ersten nächtlichen Ejakulationen bei Jungen signalisieren dem Pubertierenden eine tiefgreifende Veränderung der körperlichen Person. Izard (1977) fragt rhetorisch: „Welcher junge Mann kann sich nicht lebhaft an die Verlegenheit erinnern, die es hervorrief, wenn seine Stimme während der Adoleszenz plötzlich ihre Höhe änderte?“ (S. 443). Diese rasanten Entwicklungen, die dazu führen können, dass sich der oder die Betreffende fremd in seinem oder ihrem Körper fühlt, bedeuten eine enorme Belastungsprobe, die mit einem exponentiellen Anwachsen des Schamaffektes verbunden ist. All die genannten Veränderungen können potentiell schambeladen sein, da sich diese äußerlich sichtbaren Veränderungen auf die sexuelle Kernidentität beziehen. Auch gut gemeinte Kommentare der Eltern oder Vergleiche von Gleichaltrigen verstärken die Selbstbeobachtung und intensivieren die Gefühle der Bloßstellung, so dass Scham, auch als Reaktion auf Lob, entstehen kann: „Die meisten jungen Leute können sich an eine gewisse Verlegenheit bei einem Anlass erinnern, wo die vernarrten Eltern auf irgendeine besondere Tugend ihres geliebten Kindes hinweisen“ (Izard 1977, S. 443). Die Untersuchung von Nahama (1991, in Tisseron 2000) über die Frage, was Jugendliche am meisten fürchten, zeigt, dass die Furcht, „sich lächerlich zu machen“, noch vor der Furcht, „einen Fehler zu machen“, kommt und dass Scham über ein Fehlverhalten, das an die Öffentlichkeit kommt, mehr gefürchtet wird, als Schuldgefühle wegen Fehlern, die verborgen bleiben können.

Selbstbeobachtung und Schüchternheit sind natürlich schon lange vor der Pubertät wirksam, in diesem Entwicklungsschritt spielen sie jedoch eine besondere Rolle. Der Eindruck, von allen anderen angeschaut zu werden, auf der Bühne zu stehen, ist eine typische Manifestation in dieser Zeit und eine Konsequenz der Scham. Man hat z.T. das Gefühl, wie unter einem Vergrößerungsglas zu stehen. Das Selbst- und Selbstwertgefühl hängen in starkem Maße von diesen imaginierten Zuschauern und den vermuteten Bewertungen ab. Letztendlich geht es dabei jedoch um eine innere Bewertungsinstanz. Es ist das eigene Selbst, das sich anschaut und sich auch selbst bewertet. Der Pubertierende hat häufig den Eindruck, andere könnten in ihn hineinschauen, seine Defekte und Fehler sehen und vielleicht sogar seine Gedanken lesen. Aus diesem Grunde sagt Kaufman (1998) auch, dass „Scham ein fruchtbarer Boden für Paranoia ist“ (S. 44).

Da Scham sich im weitesten Sinne auf Minderwertigkeit bezieht, legt sie auch den Boden für Zweifel und Verzweiflung. Ein Stolzgefühl hinsichtlich unseres Körpers, unseres Geschlechtes und unserer Sexualität ist für eine integrierte und gesunde Selbst-Identität grundlegend. Die neue Arena, in der sich Schamkonflikte in der Pubertät besonders deutlich zeigen, ist die Beziehung zwischen Jungen und Mädchen. Schon die Intimität alleine löst ein gewisses Maß an Schamgefühlen aus. Menschen, die durch ihre Kindheitsgeschichte Berührung und Zärtlichkeit mit Scham verbunden haben, sind in besonderer Form dafür anfällig, von Schamgefühlen überschwemmt oder durch Scham-Angst blockiert zu werden. Auch jene, die im Bereich der Sexualität beschämt worden sind, erleben eine schmerzhaft intensive Intensivierung der Schamkonflikte beim Eingehen partnerschaftlicher Beziehungen.

Ein anderer potentiell schambeladener Bereich sind die gleichgeschlechtlichen Beziehungen unter Pubertierenden. Besonders für Jungen sind in diesem Alter Bindungen zu Gleichgeschlechtlichen durch Schamgefühle determiniert. Es besteht meist ein großes Tabu unter Jungen, Weinen und Berührung mit gleichgeschlechtlichen Freunden zuzulassen. Verachtung und Hohn sind die typischen Sanktionen für das Zeigen dieser Emotionen. In unserer westlichen Kultur unterliegt der Ausdruck von Zuneigung, Zärtlichkeit und Berührung/Halten unter Jungen häufig einem Tabu, das mit großer Scham-Angst verbunden ist. Berührung und Weinen ist mit Schimpfworten wie „schwul“ oder „Weichei“ belegt. Der Ausdruck dieser Affekte wird als „unmännlich“ angesehen und auch die Scham selbst unterliegt einem gewissen Tabu. Sigmund Freud (1933) selbst hat - wie oben bereits zitiert - die Scham als eine „exquisit weibliche Eigenschaft“ bezeichnet, die bei Männern keine Rolle spielt. Dies lässt sich sicherlich vor dem Hintergrund der Zeit lesen, in der er gelebt hat, es zeigt aber auch die phobische Abwehr der männlichen Psyche vor potentiell „verweiblichten“ Zügen. Pubertierende und Jugendliche schämen sich meist generell dieser prä-genitalen und auch post-genitalen Abhängigkeiten, Verletzlichkeiten und Sehnsüchten. Nicht nur der Ausdruck von „unmännlichen“ Gefühlen ist schambeladen, auch die aufkommende Sexualität ist davon berührt. Der Psychiater Nathanson (1992) fragt sich vor dem Hintergrund der Vernachlässigung der Scham in der Entwicklung der männlichen Identitätsfindung: „Hatte Freud keine Erektionen? War er niemals Jugendlischer?“ (S. 288). Damit spielt er auf die Betonung Freuds an, dass Scham eher ein Gefühl sei, das eine größere Bedeutung für Frauen als für Männer habe. Dem widerspricht die Tatsache, dass die männliche Erregung von Kindheit an bis zum Greisenalter genauso sichtbar ist, wie die weibliche Erregung privat ist. Die Scham und Scham-Angst vor diesen schwer zu verbergenden Erektionen entspricht auf einer Ebene der weiblichen Erfahrung der Menstruation, die häufig von Scham begleitet ist. In diesen Bereichen besteht eine

große Sensibilität für Schamkonflikte, besonders dann, wenn eine gewisse Prädisposition zu einer Hypertrophie des Schamaffektes aus der Kindheit vorhanden ist. Während männliche Jugendliche sich eher dafür schämen, zu weinen und einen anderen Jungen zu halten oder zu berühren, bringen weibliche Jugendlichen den Ausdruck von Ärger und Wut mit Scham in Verbindung. Das ist sicherlich auch ein Grund dafür, weshalb die beiden Hauptmechanismen der Scham, die Umwandlung in Ärger und Aggression und die Wendung gegen das Selbst hier ihren typischen, geschlechtsspezifischen Ursprung haben. Für Männer ist es sozial viel adäquater, Scham in Ärger umzuwandeln, Frauen richten die Aggression auf depressive Weise eher gegen sich selbst. Kaufman (1989) betont, dass die sogenannte „Macho-Persönlichkeit“ sich dadurch entwickelt, dass das Individuum Weinen und körperliche Zuneigung unter Männern als beschämend erlebt, während das Ausdrücken von Ärger, Verachtung und Konkurrenz befördert wird.

Ein anderer Bereich, der schambeladen sein kann, ist die Eltern-Kind-Beziehung. In der Pubertät schämt man sich wegen der z.T. noch herrschenden Abhängigkeit von den Eltern (nach dem Motto: „Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst!“) bei gleichzeitigem Erwachen eigener Autonomiewünsche. Der Autonomie- und Abhängigkeitskonflikt und damit auch die *Abhängigkeitsscham* (Wurmser 1990) stellen große Herausforderungen an den Pubertierenden. Jugendliche können sich auch besonders für ihre Eltern schämen, das reicht von dem Gefühl der Scham dafür, dass der Vater das „falsche“ Auto fährt oder den „falschen“ Beruf hat bis hin zu der Scham über die Ausbrüche mütterlicher Liebes- und Zärtlichkeitsregungen. Genauso können sich natürlich Eltern für ihre Kinder schämen, für ihr Benehmen, ihr Aussehen, ihre Meinungen, ihre erwachende Sexualität.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die „Adoleszenz eine Zeit der universellen Verletzlichkeit für Scham“ (Kaufman 1989, S. 45) ist, in der sich spätere, neurotische Schwierigkeiten noch hinter Ängstlichkeit, Schüchternheit, Angepasstheit oder sozialem Rückzug verbergen. Manchmal entwickelt sich in dieser Zeit eine Vulnerabilität für Schamaffekte und -konflikte, die sich entweder schon in der Pubertät zeigt (wie z.B. in der Pubertätsmagersucht), oder erst später in neurotischen Symptomen und Störungen zum Tragen kommt. Die Analytikerin Edith Jacobson (1973) schreibt, dass

„es nicht überraschend ist, dass in dieser Zeit intensive Scham- und Minderwertigkeitskonflikte in Erscheinung treten, und zwar in Verbindung mit quälenden Schuldkonflikten, in denen sich die sadistische Qualität offenbart, die das Überich zeitweise annimmt.“ (S. 192)

Jacobson postuliert, dass die Scham- und Minderwertigkeitskonflikte des Adoleszenten zeigen, dass die Schwankungen des Selbstwertgefühls nicht nur aus moralischen Konflikten,

sondern auch aus primitiveren, narzisstischen Konflikten entspringen, nämlich der Diskrepanz zwischen dem Bild einer erwachsenen, intelligenten, kraftvollen und attraktiven Person, die er oder sie sein möchte und zu sein glaubt, und dem physisch und psychisch unreifen, instabilen, halbfertigen Geschöpf zwischen zwei Welten, das er oder sie in Wirklichkeit ist. Diese Scham- und Minderwertigkeitsgefühle sind dabei u.a. für das Auf und Ab der Identitätsgefühle während der Adoleszenz verantwortlich. Der erhöhte Narzissmus und das Vorherrschen von schwachen Selbstgrenzen charakterisiert diese Phase der Entwicklung. Nach Blos (1962) sind diese in der häufig auftretenden, adoleszenten Erfahrung der Depersonalisierung während einer Schamreaktion anzutreffen. Die Qualität der adoleszenten Schamreaktion wird darüber hinaus durch die Entwicklung des formal operationalen Denkens zwischen dem 11. und 12. Lebensjahr bestimmt (Piaget 1991). Während in der Kindheit der Eindruck eines Publikums durch das tatsächliche Beobachtet-Werden entsteht, ist es für den Pubertierenden zunehmend die Introjektion dieses Publikums, durch die er den *Gedanken* aufrechterhält, dass andere über ihn nachdenken – sein Aussehen, sein Verhalten, seine Gedanken. Diese Imagination eines Publikums während der Adoleszenz ist psychoanalytisch interpretiert ein kombiniertes Produkt aus phallischen und genitalen, exhibitionistischen Impulsen und der Fähigkeit, seine eigenen, ebenso wie die Gedanken von anderen zu konzeptualisieren.

Als Fazit aus der Untersuchung der Entstehung des Schamaffektes aus unterschiedlichen theoretischen Strömungen lässt sich festhalten, dass die ersten Anfänge der Scham etwa ab dem achten bis zehnten Monat in Form von „Fremdenangst“ auftauchen. Das Kind beginnt in dieser Zeit, eine Differenzierungsfähigkeit zu entwickeln und entdeckt andere Menschen als getrennt von sich. Damit verbunden ist ein diffus erlebtes Gefühl von Fremdheit und Schüchternheit. Als eigentlicher Affekt tritt die Scham jedoch erst mit dem vollen Erreichen der Wiederannäherungsphase ein, etwa ab der Mitte des zweiten Lebensjahres. Michael Lewis (1991) sagt, dass sich Scham – als eine „ichbewusste bewertende Emotion“ – erst im zweiten bis dritten Lebensjahr des Kindes entwickelt (S. 126). Als sicher erscheint jedoch, dass im Alter zwischen etwa drei bis maximal sechs Jahren das Schamgefühl beginnt, handlungswirksam zu werden. Ein wichtiger Punkt, an dem sich Scham festmacht, ist Nacktheit oder Körperscham (Remschmidt 1991).

In dieser, für die psychische Entwicklung sehr stürmischen Wiederannäherungsphase ist das Kind auch kognitiv so weit entwickelt, dass es Selbst-Reflexivität und eine „objektive Selbstbewusstheit“ herausgebildet hat, d.h. eine Möglichkeit der Außenwahrnehmung, die für das Erleben des Schamaffektes Voraussetzung ist. Mit Hilfe der gerade beginnenden Symbolisierungsfähigkeit fängt das Kind an, sich von sich selber, anderen Menschen und der Welt um

sich herum ein Bild zu machen. Es lässt sich mit Seidler postulieren, „dass der Schamaffekt im Falle einer geglückten Entwicklung zunehmend als Signalaffect zur Verfügung steht“ (Seidler 1995, S. 153). Dies erklärt auch, weshalb Scham, Schüchternheit und soziale Ängstlichkeit untrennbar mit der Entwicklung der Selbstempfindung, der Empathie und der sozialen Perspektivenübernahme verbunden sind. Es bedarf der kognitiven Fähigkeit der Selbstreflexion und des Erwerbs von sozialen Standards, um Scham im engeren Sinne erleben zu können. Für die Entstehung von bestimmten Persönlichkeitsstörungen, die mit einer misslungenen Passage durch die Wiederannäherungsphase in Verbindung gebracht werden (Masterson 1980), lässt sich festhalten, dass diese in der Regel auch Störungen des Schamsystems beinhalten und die Funktion der Scham als Signalaffect nicht zur Verfügung steht. Fasst man heutige Auffassungen zur Entwicklung von Schamaffekten zusammen, dann führt die plötzliche Unterbrechung einer angenehmen Erfahrung zu einer Schamreaktion, z.B. der Erkenntnis, dass ein bekanntes Gesicht oder Spiel doch fremd ist (Lichtenberg 1991, Broucek 1982, Izard 1994, Hilgers 1996). Als weiteres Fazit lässt sich festhalten, dass die theoretische Konzeptualisierung der Scham mit zunehmender begrifflichen Loslösung von triebtheoretischen Überlegungen leichter wird.